

Der direkte Weg ist immer noch der kürzeste: Parkour, die Kunst der Fortbewegung, gilt vielen als Lebenseinstellung – zum Beispiel Andreas Kalteis.

Von Thorsten Bayer



Bloß nicht einfach nachmachen: Parkour erfordert Disziplin, mentale Stärke, Kraft und Geschicklichkeit. Also: trainieren – oder nur zuschauen.

Fotos Florian Müller

Für jemanden, der regelmäßig von einem Hochhaus zum anderen springt und meterhohe Wände im Laufschrift überwindet, sieht Andreas Kalteis erstaunlich unversehrt aus. Keine Narben, nur die Schwielen an den feingliedrigen Händen lassen erahnen, dass er keiner klassischen Büroarbeit nachgeht. „Eine schlimme Schulterverletzung hatte ich einmal und anfangs natürlich ständig blaue Flecken, das war es dann aber auch schon“, sagt der 23 Jahre alte Parkour-Spezialist.

Parkour soll nicht Show sein, sondern eine „Kunst der Fortbewegung“ – und das bedeutet, individuelle Wege über Hindernisse zu finden, ohne unkalkulierbare Risiken einzugehen. Persönliche Grenzen und Ängste sollen überwunden werden. Wettkämpfe mit anderen gibt es nicht, der Maßstab sind immer nur die eigenen Fähigkeiten. Kreativität ist mehr gefragt als Kraftmeierei. Wer nach dieser Philosophie lebt, die in den neunziger Jahren in den Pariser Vororten entwickelt wurde (von einer Gruppe um Vordenker David Belle), wird „Traceur“ genannt, übersetzt etwa „derjenige, der den Weg frei macht“. „Viele Leute laufen auf Wegen, die andere ihnen vorgeben haben“, sagt der 24-jährige Brite Luke Markey, wie Kalteis einer der international bekanntesten Traceure. „Wir dagegen schaffen uns unsere eigene Route.“ Und dabei lassen sie sich von Zäunen, Mauern, Baugerüsten und anderen Hindernissen im modernen Stadtbild nicht aufhalten. So erntet Kalteis schon verwunderliche Blicke von Passanten, wenn er eine drei Meter hohe Betonwand katzenartig überwindet oder beim Sprungtraining die Markierungen auf einem öffentlichen Parkplatz zur Weitemessung nutzt.

Verführt Parkour nicht zur rücksichtslosen „Ich mache, was und wo ich will“-Attitüde im öffentlichen Raum? „Wir sind da in einem Grenzbereich unterwegs, natürlich“, räumt Kalteis ein. „Wie weit man geht, liegt in der persönlichen Verantwortung jedes Einzelnen. Ich kann es vor mir selbst vertreten, im Ausnahmefall auch einmal Privatgrund zu betreten – solange ich keinem dabei schade.“ Die Wurzeln seiner Begeisterung für diese ungewöhnliche Betätigung liegen gar nicht in einer Guerrilla-Haltung. Ironischerweise trifft

Parkour

genau das Gegenteil zu: Seit er ein kleiner Junge war, wollte er zur „Kobra“, der Vorarlberger Spezialeinheit der Polizei. Bei einem Tag der offenen Tür schaute er sich die Abseiltechniken der Polizisten ab und imitierte sie zu Hause, trainierte immer und immer wieder. Heute macht er der Exekutive etwas vor: Die Polizei in Liverpool hat ihn für ein Fitness-Training gebucht, das österreichische Bundesheer für einen Werbespot. Und irgendwie passt diese Verbindung: In der Szene hat Kalteis aufgrund seiner berüchtigt harten Trainings den Spitznamen „Drill instructor“.

Mit der Gedankenwelt von Parkour kam er erstmals 2001 in Kontakt, als er zufällig den französischen Film „Yamakasi – Die Samurai der Moderne“ sah. Die Bilder sollten ihn nicht mehr loslassen. In dem Streifen geht es um sieben Extremsportler, die waghalsige Stunts zeigen und eine Lebenseinstellung an den Tag legen, die den Traceuren nachempfunden ist. Zu dieser Zeit war Kalteis völlig unportlich. „Ich habe nicht einen Klimmzug hingekriegt“, erinnert er sich. Das hat sich in den vergangenen neun Jahren grundlegend geändert: Er hat seinen Körper systematisch geschult; Ausdauer-, Kraft-, Schnelligkeits- und Beweglichkeitswerte verbessert. Vor allem aber hat er seine psychischen Grenzen verschoben und mehr Selbstvertrauen aufgebaut. Nur so war es ihm, der früher extrem unter Höhenangst gelitten hatte, beispielsweise möglich, für einen TV-Spot in Barcelona von einem Hochhausdach auf das andere zu springen. „Die beiden Häuser waren sechs bis sieben Meter auseinander, wobei das zweite zwei Stockwerke niedriger lag, die Flugkurve damit günstiger war“, sagt Kalteis.

Parkour wird – was nicht allen Aktiven gefällt – längst medial und merkantil genutzt. Zuletzt etwa im deutschen Kino-Drama „Parkour“ von Marc Rensing. Auch Auto- oder Sportartikelfirmen setzen mittlerweile in Werbekampagnen auf Parkour, um ihren Produkten ein dynamisches, unangepasstes Image zu verleihen. Auf diesem Weg oder vor allem über Youtube sind viele Jugendliche auf die Sportart aufmerksam geworden. Parkour-Elemente waren auch bei der letzten Madonna-Tour auf der Bühne sowie im atemberaubenden Opening des James-Bond-Films „Casino Royale“ zu

sehen. Viele dieser Aktionen werden über „Motion-X“ koordiniert; eine Firma in London, die Kalteis als Geschäftsführer mit einem Partner betreibt und die sich zur weltgrößten Personendatenbank für Parkour entwickelt hat.

Ob zu Hause am Bodensee oder unterwegs – wenn Kalteis mit Gleichgesinnten trainieren möchte, muss er nicht lange suchen. Er ist einer der Wegbereiter des Parkour in Europa, die Kontaktliste in seinem Handy weist für nahezu jeden Standort Kollegen aus. Dabei staunt er immer wieder, wie die Szene verschiedenste Persönlichkeiten zusammenführt: „Bei einem Training in London habe ich einmal zwei Typen getroffen, die gegensätzlicher nicht sein konnten: ein Punk und ein Skinhead. Und beide hatten einen Riesenspaß, gemeinsam einen bestimmten Sprung so lange zu probieren, bis er schließlich funktioniert hat.“ Solche Erlebnisse zeigen ihm, dass seine Sportart zwar einerseits stark auf Individualität ausgerichtet ist, andererseits dennoch prägende Gemeinschaftsmomente möglich sind.

Neben den Treffen mit Könnern seiner Disziplin ist ihm die „Basisarbeit“ wichtig, was bedeutet, Interessierte mit den Grundlagen vertraut zu machen. An seinen Workshops nehmen viele ehemalige Turner, Kampfsportler, aber auch absolute Bewegungsmuffel teil. Häufig kämen dabei Leute zusammen, die sich nicht gerne in feste Systeme wie Vereine pressen lassen wollten. Kalteis sieht aber noch einen besseren Weg zum Parkour: „Ich empfehle jedem, vorab im Internet einige grundlegende Techniken wie beispielsweise Landungen zu studieren und dann einfach vor die eigene Haustür zu gehen und es selbst zu probieren, Schritt für Schritt.“ Wichtig ist dem Bregenzer die Einordnung seiner Sportart als Kampfkunst. Wenn die Rede von Traceuren ist, bezeichnet er sie eher als Künstler – nicht als Athleten. „Parkour kann man nicht mit den olympischen Disziplinen vergleichen, weil es weder überdi-



Andreas Kalteis

mensionale Regelwerke noch Wettkämpfe gibt.“ Das sei der prägnanteste Unterschied zu olympischem Kampfsport wie Ringen oder Boxen. Einfach nur ein Trendsport sollte Parkour nie sein.

Die Szene stehe vor einem Umbruch, sagt Kalteis: In zehn Jahren werde sich Parkour in drei Lager gespalten haben. Neben den Puristen – wozu er sich trotz seines geschäftlichen Engagements noch immer zählt – sieht er dann Trendsportler, Nachfolger der Skateboarder oder Breakdancer, die den mentalen Unterbau der Bewegungsform ignorieren, ebenso wie die Wettkämpfer, die dann die Aufmerksamkeit der (Werbe-)Wirtschaft und der Medien für Selbstmarketing nutzen. „Früher oder später wird sich eine Firma finden, die solche Veranstaltungen sponsert“, prophezeit Kalteis mit Kopfschütteln, das sei leider der Lauf der Dinge. Sicherlich seien dort dann aber keine „ernstzunehmenden Traceure“ anzutreffen. Es ist bezeichnend, wie sich Begründer David Belle heute distanziert zu Teilen der Parkour-Szene verhält; viele ignorierten die Maßgabe, Umwelt und Mitmenschen stets respektvoll zu begegnen. Waghalsiges Imponiergehabe verstößt gegen die Grundidee von Parkour.

Über sich selbst sagt Kalteis: „Ich muss mich bewegen, sonst komme ich nicht zur Ruhe.“ Dieser Bewegungsdrang sei einer schulischen oder akademischen Karriere im Weg gewesen. Wissbegierde habe ihn trotzdem angetrieben. Nach dem Hauptschulabschluss begann er, Sachbücher zu verschlingen: über Sporttheorie, Trainingsformen, Persönlichkeitsentwicklung. Er setzt auf viele Geschäftsfelder, um sich gegen Auftragsflauten zu wappnen: Schauspieler, Model oder Motivationscoach. Über einigen Monaten hat er sein erstes Buch veröffentlicht, ein Ratgeber mit dem Titel: „Von der Kunst, Hindernisse zu überwinden – So verwirklichen Sie Ihre Ziele“. Das Buch wurde unter großem Zeitdruck fertig, weil der Computer mit dem Manuskript kurz vor der Abgabe kaputtging – er war in den Bodensee gefallen. Auch dieses Hindernis konnte Kalteis meistern. Er hat seinen Weg gefunden – fühlt sich aber noch lange nicht an dessen Ende.

Andreas Kalteis auf youtube: <http://www.youtube.com/watch?v=rnh91pffHQ>



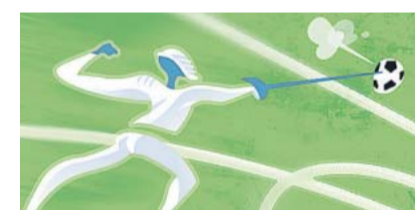
Chapeau

Undenkbares Denken

Von Christian Eichler

Titel kosten Geld. So muss der FC Bayern fast jedes Jahr neue Nummernschilder für die Dienstautos der Spieler und Klubbeschäftigten ordern. Im Moment steht in der Mitte der Kennzeichen, zwischen Ortskennung und Ziffernfolge, das Kürzel „RM“. Das bedeutet „Rekordmeister“ und ist eine Notlösung für jene schweren Jahre, in denen sich ein anderer „deutscher Meister“ nennen darf. Wenn alles glattgeht, werden nach dem 8. Mai wieder Schilder mit dem Mittelkürzel „DM“ an die Bayern-Autos geschraubt. Ähnliche Umstände macht sich auch Real Madrid in jedem Jahr. Jedenfalls in jedem, in dem man einen Titel gewinnt – dann ändert sich die Telefonnummer der Klubzentrale. Derzeit lautet sie 31 17 09, was für 31 Meistertitel, 17 Pokale und 9 Landesmeister-Europapokale steht. Wie es aber derzeit aussieht, muss man sich für die nächste Saison keine neue Nummer merken.

Folgte Bayer Leverkusen dem Beispiel, man käme seit 17 Jahren mit der Nummer 00 01 00 durch. Dafür hat der Klub seit 2002, als er in Meisterschaft, Pokal und Champions League jeweils knapp geschlagen Zweiter wurde, einen Titel, den sonst keiner hat. Ein hämisches Boulevardblatt erfand ihn: „Vizekusen“. Den hat sich der Klub nun beim Deutschen Patent- und Markenamt schützen lassen. Er beweist damit etwas, was die humorfreien Gewohnheitssieger des Fußballs nie für nötig hielten: Selbstironie. Wer sich die Schmähungen der anderen zu eigen macht, nimmt ihnen die Wirkung. Und wer das eigene Versagen in einen Markenartikel verwandelt, verhindert, dass andere damit Geld verdienen. Der ewige Zweite hat ja im Sport traditionell gute Unterhaltungs- und Sympathiewerte. Und damit eine bisher unterschätzte Vermarktbarkeit. Allerdings ist es klug, auch als ewiger Zweiter zweigleisig zu fahren. Man muss auch das Undenkbare denken. Und deshalb hat man sich in Vizekusen auch den Begriff „Meisterkusen“ schützen lassen.



Attaque

Bis zum letzten Halm

Von Christian Kamp

Etwa an der Fünfmeterlinie ging Michael Dawson zu Boden. Und wie er danach auf dem Rücken lag und die Hände von sich streckte – das sah aus, wie Fußballprofis eben aussehen, wenn sie nach einem Foul im Strafraum den Elfmeter fordern. Nur: Dawson, der Verteidiger von Tottenham Hotspur, hatte den Boden unter den Füßen vor dem eigenen Tor verloren. Er war auch nicht von einem Gegenspieler zu Fall gebracht worden, Dawson war schlichtweg ausgerutscht und musste nun wie eine Schildkröte auf dem Rücken mit ansehen, wie die Profis des FC Portsmouth im Wembley-Stadion den Führungstreffer im Halbfinale des FA Cup bejubelten.

Man muss nicht anglophil sein, um zu verstehen, dass Dawsons Fall die englische Seele an einem empfindlichen Punkt berührte. Der Rasen, das weiß man auch von Elton John, Asterix oder aus Wimbledon, ist auf der Insel eine mythische Kategorie. Und rechnet man dazu, dass Wembley das nationale Fußballheiligtum ist, dann wird schnell klar, dass die Fallhöhe hier eine andere ist als im schönsten Gezänk zwischen Bayern München und Schalke 04 vor ein paar Wochen. Mit dem schönen britischen Fluch „disgrace“ – Schande –, den Tottenhams Teammanager Harry Redknapp gebrauchte, war eigentlich alles über die Wiese von Wembley gesagt, was zu sagen war. Zehnmal in drei Jahren ist der Rasen ausgetauscht worden (Kosten jeweils 140 000 Euro), die Lieferanten wurden gewechselt, und ein Platzwart hat schon seinen Job verloren – geholfen hat das alles nichts.

Was uns das angeht? Mitte Mai spielt der FC Chelsea mit Michael Ballack im Finale um den FA Cup dort – und wenn beschliche so kurz vor der WM in Südafrika kein un gutes Gefühl beim Gedanken an 2006, als Ballacks malade Wade ein ganzes Land in Atem hielt. Damals hatten die deutschen Organisatoren auch das sogenannte Rasenkompetenzteam erfunden, um dem Spiel eine solide Grundlage zu garantieren. Schickt sie nach England, schnell!